

Meinetwegen drei!

Autor(en): **Meyer, Traugott**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **14 (1949)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859671>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meinetwegen drei!

Wie oft entfährt einem ein Wort, das man nachher wieder zurückholen möchte; denn ein solches Wort kann gar unliebsame, ja böse Folgen auf den Plan rufen.

Das sollte einst schier ums Versehen ein Bauer erleben, der sich von seinen Dorfgenossern in nichts abhob, als dass er nur Mädchen hatte, während der Nachbar links drei Knaben zählte und der Nachbar rechts wenigstens einen Nesthöck besass, mit dem er als seinem Nachfolger und künftigen Eigentümer des väterlichen Gutes rechnen konnte. Er aber, der Christenmartin, hatte schon zum vierten Mal die Hoffnung aufgeben müssen, weil immer wieder ein Mädchen statt eines Bubens nach Luft oder Muttermilch schrie.

Trotzdem hatte der Christenmartin das Spiel noch nicht verloren gegeben. Er erwarb da und dort ein neues Stück Land, mit dem Kunstdünger konnte er das Dreifache an Gras und Heu erzwingen und im Stall reihte sich bald Kuh an Kuh, dass er die Milch nicht mehr in der Brenne tragen, sondern in der grossen Kanne auf dem Zweiräderkarren ins Milchhäuslein fahren musste. Warum sollte es mit dem Knaben nicht auch gehen?

Und eines Abends war es so weit. Schon im frühen Nachmittag war die Hebamme angekehrt. Der Christenmartin vergass nicht selten an seiner Pfeife zu ziehen, so war er in Gedanken versunken. Endlich stopfte er in den Stall, um zu füttern und zu melken. Kaum sass er unter der ersten Kuh — und die Milch spritzte als scharfer Strahl in den zwischen die Knie geklemmten Kessel, als die Hebamme mit hochrotem Kopf auf der Türschwelle erschien und rief: «Martin, gottlob ist es so weit! Ein Mädchen!»

«Meinetwegen drei!» knirschte es unter der Kuh hervor — und nun zischte der Milchstrahl in den Kessel, dass es aufschäumte.

Die Hebamme verchwand und der Christenmartin brummte etwas in den Bart und machte sich widerwillig unter die zweite, dann unter die dritte Kuh.

Als er hinten im Stall war und der letzten, etwas störrigen Kuh die Zitzen strich, erschien die Hebamme wieder in der Stalltür und rief aus der Helle ins Halbdunkel hinein: «Noch eins, Martin, noch eins!» Da sprang der Christenmartin aber wie von einer Weste gestochen hoch, dass er den Kessel umstiess, die Arme ringend in die Höhe warf und wie in grösster Not um Hilfe bat: «Herrgott, du wirst doch Spass verstehn!»

Ja, der liebe Herrgott verstand den Spass; es blieb bei Zwillingen, zwei herzigen Mädchen. Damit war das Halbdutzend gefüllt. Alle sechs wuchsen auf, gediehen zu strammen, werkigen Jungfrauen, von denen jede ohne Zeitungsinserate ihren Mann fand. Der Christenmartin war aber von jenem Tage an ein anderer geworden. Er wollte nichts mehr vom Spiel um den Bubens wissen. Er nahm sich sogar im Reden zusammen, ja, es dünkte einen manchmal, er wäge jedes Wort zweimal ab, bevor er es freilasse. Trotzdem konnte man merken, dass er sich nicht unglücklich fühlte.

Der Christenmartin hatte sich seinem Schicksal ergeben.